



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de



MARTIN PUCHNER

KULTUR

EINE NEUE GESCHICHTE DER WELT

AUS DEM AMERIKANISCHEN VON
ENRICO HEINEMANN

KLETT-COTTA

For the one to be loved

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

J.G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH

Rotebühlstraße 77, 70178 Stuttgart

Fragen zur Produktsicherheit: produktsicherheit@klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »CULTURE« bei W.W.Norton & Company, 500 Fifth Avenue New York, New York 10110.

© 2023 by Martin Puchner

Für die deutsche Ausgabe

© 2025 by J.G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH,
gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte sowie die Nutzung des Werkes für Text
und Data Mining i.S.v. § 44b UrhG vorbehalten

Cover: Rothfos & Gabler, Hamburg unter Verwendung der Daten des
Originalverlags © 2024

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von GGP Media GmbH, Pößneck

Lektorat: Eckard Schuster, München

ISBN 978-3-608-96659-6

E-Book ISBN 978-3-608-12400-2

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

INHALT



| | |
|--|-----------|
| Vorwort: Wie Kultur zu Werke geht | 7 |
| Einführung: in der Chauvet-Höhle 35 000 v. Chr. | 10 |
| 1. Königin Nofretete und ihr gesichtsloser Gott | 25 |
| 2. Platon verbrennt seine Tragödie und erdichtet eine Historie | 51 |
| 3. König Ashoka sendet eine Botschaft in die Zukunft | 67 |
| 4. Eine südasiatische Göttin in Pompeji | 87 |
| 5. Ein buddhistischer Pilger auf der Suche nach uralten Spuren | 107 |
| 6. Das <i>Kopfkissenbuch</i> und manche Tücke der Kulturdiplomatie | 128 |
| 7. Als Bagdad zu einem Speicher der Weisheit wurde | 149 |
| 8. Die Königin von Äthiopien heißt die Diebe der Bundeslade willkommen | 171 |
| 9. Eine christliche Mystikerin und die drei Renaissance Europas | 191 |
| 10. Die aztekische Hauptstadt blickt ihren europäischen Feinden und Bewunderern ins Auge | 220 |
| 11. Ein portugiesischer Seefahrer verfasst ein weltumspannendes Epos | 245 |

| | | |
|-----|--|------------|
| 12. | Aufklärung in Saint-Domingue und in einem Pariser Salon | 270 |
| 13. | George Eliot fördert die Wissenschaft der Vergangenheit | 295 |
| 14. | Eine japanische Welle erobert im Sturm die Welt | 318 |
| 15. | Das Drama der nigerianischen Unabhängigkeit | 342 |
| | Epilog: Gibt es 2114 n. Chr. noch eine Bibliothek? | 367 |
| | Dank | 387 |
| | Anmerkungen | 391 |
| | Register | 423 |

VORWORT

WIE KULTUR ZU WERKE GEHT

Eine Sichtweise zur Kultur lautet: Auf der Erde leben Volksgruppen, die durch gemeinsame Praktiken zusammengehalten werden. Und jede dieser Kulturen mit ihren bestimmten Bräuchen und Kunstformen gehört den Leuten, die in sie hineingeboren wurden. Deshalb muss sie vor äußerer Einmischung geschützt werden. Demnach ist Kultur eine Art Eigentum, das diejenigen besitzen, die sie mit Leben erfüllen. Das Positive an dieser Sichtweise besteht darin, dass sie Menschen dazu ermuntert, ihr Kulturerbe zu pflegen, und ihnen die Mittel an die Hand gibt, es auch zu verteidigen: zum Beispiel durch Druck auf Museen, Kulturgüter, die unter dubiosen Umständen erworben wurden, an ihre rechtmäßigen Eigentümer zurückzugeben. Die Anschauung, wonach Kultur besessen werden kann, wird von einer überraschend breiten Koalition verfochten, darunter Nativisten, die sich ihren nationalen Traditionen verpflichtet fühlen, und diejenigen, die kulturelle Aneignungen dadurch zu unterbinden hoffen, dass sie das Kulturgut einer Gruppe zur Verbotszone für Außenstehende erklären.

Eine andere Sichtweise lehnt die Vorstellung ab, dass Kultur wie ein Besitz behandelt werden kann. Als ein beispielhafter Vertreter kann der chinesische Reisende Xuanzang gelten, der sich nach Indien aufmachte und mit buddhistischen Handschriften in die Heimat zurückkehrte. Übernommen wurde sie auch von arabischen und persischen Gelehrten, die Werke griechischer Philosophie übersetzten. Sie wurde von zahllosen Schriftkundigen, Lehrern

und Künstlern praktiziert, die sich aus Quellen weit außerhalb der eigenen Kultur inspirieren ließen. Und in der Ära nach dem europäischen Kolonialismus schlossen sich ihr neben dem nigerianischen Schriftsteller und Nobelpreisträger Wole Soyinka auch zahlreiche weitere Künstler an.

Für sie entsteht Kultur nicht nur aus den Ressourcen einer Gemeinschaft, sondern auch aus Begegnungen mit anderen Kulturen. Sie wird nicht allein durch die Erlebnisse von Individuen geprägt, sondern ebenso durch entlehnte Formen und Ideen, die sie darin unterstützen, eigene Erfahrungen auf neuartige Weise zu verstehen und auszudrücken. Durch die Brille einer Sichtweise betrachtet, die Kultur als Eigentum begreift, mögen diese Kulturschaffenden als Eindringlinge erscheinen, die sich Fremdes aneigneten oder gar Diebstahl begingen. Aber sie verfolgten ihre Arbeit mit Demut und Hingabe, weil sie intuitiv erkannten, dass sich Kultur dadurch weiterentwickelt, dass sie in Umlauf kommt. Sie wussten, dass die irrige Vorstellung von Eigentum und Urheberchaft der Kultur Grenzen setzt und ihr Zwänge auferlegt, die ihre Ausdrucksformen verarmen lässt.

Dieses Buch ist keine Festrede auf die hohe Literatur und auch keine Verteidigungsschrift für den abendländischen Kanon. Es vertritt eine Sicht der Kultur, die chaotischer und meines Erachtens interessanter ist: eine der von weit her stammenden Einflüsse, die durch Kontakte zustande kommen, und der Innovation, die dadurch voranschreitet, dass die Scherben untergegangener Zivilisationen ausgegraben und zu etwas Neuem zusammengekittet werden. Viele der Figuren, die federführend für diese Sichtweise standen, erhielten für ihr Werk niemals die verdiente Anerkennung, und manche kennt auch heute noch niemand, wenn man von einem kleinen Kreis von Spezialisten absieht. Auch mir waren viele unvertraut, bis ich über die etablierten Kanons hinausblickte und mich den Protagonisten dieses Buchs zuwandte. Sie führten mich auf weniger ausgetretene Pfade und durch verborgene Sei-

tenstraßen. Und das habe ich von ihnen gelernt: Wenn wir die Auswüchse des Tourismus begrenzen, einen respektlosen Umgang mit fremden Kulturen vermeiden und bedrängte Traditionen schützen wollen, müssen wir eine Sprache finden, die sich nicht um Besitz und geistiges Eigentum dreht, sondern sich eher an dem orientiert, wie Kultur wirklich zu Werke geht.

Aus der Arbeit dieser Kreativen ergibt sich eine neuartige Erzählung zur Kultur, eine des Engagements, das die Hürden von Zeit und Raum überwindet, von überraschenden Verbindungen und unterschwelligen Einflüssen – eine Kulturgeschichte, die nicht nur schöne Seiten hat und so auch nicht dargestellt werden sollte. Aber sie ist die einzige, die wir haben: die Geschichte von uns Menschen als einer kulturschaffenden Spezies. Unsere Geschichte.

EINFÜHRUNG

IN DER CHAUVET-HÖHLE 35 000 V. CHR.

Lange bevor der *Homo sapiens* auf der Erde auftauchte, stand die Chauvet-Höhle im Süden Frankreichs unter Wasser. Die Fluten fraßen tiefe Schluchten in den spröden Kalkstein, flossen ab und hinterließen hoch über der Ardèche ein System aus Hohlräumen, das immer wieder Besucher anlockte. Über Jahrtausende zogen sich Bärenfamilien in ihre entlegenen Kammern zum Winterschlaf zurück. Als sie verschwunden waren, kam und ging ein Wolf. Ein Steinbock verirrte sich bis tief in ihr finsternes Inneres hinein, vollführte einen Sprung, landete auf hartem Boden und rutschte einen engen Schacht hinab.¹ In der Sackgasse geriet er in Panik, machte jäh kehrt und gelangte auf demselben Weg in die Freiheit zurück, drehte sich um und blieb für einen Augenblick wie angewurzelt stehen.

Als die Bären, der Wolf und der Steinbock die Höhle endgültig verlassen hatten, wagten sich erstmals Menschen in sie hinein.² Mit Fackeln erleuchteten sie die Kammern mit ihren überraschend ebenen Böden und den bizarren Säulen, die über Jahrtausende herabtropfendes Wasser von der Decke und vom Boden hatte herab- und hinaufwachsen lassen.³ Im flackernden Lichtschein tauchten Spuren der vormaligen Höhlenbewohner auf. Als Jäger und Sammler waren die neuen Besucher kundige Fährtenleser. Die gut 350 Kilogramm schweren ausgewachsenen Bären hatten an ihren Schlafplätzen Kuhlen in den matschigen Untergrund gedrückt und mit ihren scharfen Krallen die Wände angekratzt. Andere Spu-

ren stammten vom Wolf, und der verwirrte Steinbock hatte sein Missgeschick mit jedem aufgeschreckten Schritt im weichen Lehm Boden verewigt.

Die Menschen lasen die Spuren dieser Tiere nicht nur, sondern fügten ihnen auch eigene hinzu – der Beginn eines langen Prozesses, in dessen Verlauf sich die Höhle in eine neue Umgebung verwandelte.⁴ Wie vor ihnen die Bären, kratzten sie an manchen Stellen die mit Lehm überkrusteten verwitterten Kalksteinwände an und malten mit Fingern oder ritzten mit einfachen Werkzeugen Figuren oder Szenen in die Oberfläche.⁵ Vielleicht als eine Hommage an die einstigen Bewohner zeichneten sie Umrisse von Bären, Wölfen und Steinböcken, beschworen aber auch die Präsenz von anderem Getier herauf: Panther und Löwen, Mammuts und Auerochsen, Rentiere und Nashörner – vereinzelt oder in flüchtenden Herden mit reißenden Bestien auf den Fersen.

Zusätzlich zu den Ritztechniken nutzten Menschen Holzkohle aus erloschenen Feuern, um aufwendigere Figuren und Szenen zu zeichnen, und füllten deren Umrisse zuweilen mit einem Gemisch aus Lehm und Kohle aus. Dabei bezogen sie auch Unebenheiten an den Höhlenwänden mit ein und überraschten Betrachter mit einer Pferdeherde, die hinter einer Ecke auftauchend plötzlich auf sie zu galoppierte. Manche verfeinerten ihre kunstvolle Komposition im Verlauf der Entstehung und erfassten eine Löwenschnauze oder Pferdemähne mit immer schärferer Präzision. Ihre Zeichnungen platzierten sie an strategisch günstigen Orten, oft hoch oben an den Wänden, um sie bestmöglich zur Geltung zu bringen, wenn sich Besucher im matten Schein ihrer Fackeln einzeln und Schritt für Schritt durch die Räumlichkeiten tasteten.⁶

Anders als die Bären nutzten die Menschen die Höhlen nie als eine dauerhafte Behausung. (In keiner Feuergrube kamen Tierknochen oder andere Hinweise darauf zum Vorschein, dass in ihnen Speisen gegart worden wären.) Die Feuer dienten ihnen lediglich dazu, die Räume zu erhellen und Holzkohle für ihre Ausschmü-

ckung zu erzeugen. Sie hatten dieses Werk vor über 37 000 Jahren begonnen und führten es über Jahrtausende weiter, geleitet von einem gemeinsamen Geschmack, wie eine bestimmte Tierart – ein Nashorn, ein Steinbock oder ein Mammut – dargestellt werden sollte.

Vor 34 000 Jahren schüttete dann ein Bergrutsch den Eingang der Höhle zu.⁷ Auch wenn sich zu diesem Zeitpunkt keiner der Künstler in deren Innerem aufhielt, bedeutete dies für sie eine Katastrophe. Sie schnitt sie von einem Werk ab, das über zahlreiche Generationen fortgeführt worden war. Für uns erwies sich dies dagegen als Glücksfall, weil die Versiegelung in der Folgezeit verhinderte, dass die Malereien durch eine kontinuierliche Nutzung der Höhle durch Menschen oder Tiere umgestaltet oder zerstört wurden.

Die Chauvet-Höhle offenbart die zentrale Dynamik in der Wirkweise von Kultur. Hatten sich die Menschen durch die zufällig entstandenen Kratzspuren der Bären anfangs dazu anregen lassen, ihre Arbeit an der Höhle zu beginnen, so überführten sie diese Markierungen mit der Zeit in ein planvolles künstlerisches Projekt, das sie mit bemerkenswerter Kontinuität von einer Generation zur nächsten weiterreichten. Darin liegt der grundlegende Unterschied zwischen Bär und Mensch: Die Bären hatten sich (wie die übrigen Tiere in der Höhle) über den – erstmals von Charles Darwin skizzierten – schleichenden Prozess der Evolution entwickelt, der sich in Zeiträumen von Hundertausenden, ja Millionen von Jahren bemisst.

Natürlich unterliegt diesem auch die Menschheit, aber im Gegensatz zum Tierreich durchläuft sie eine weitere Entwicklung, die auf Sprache und anderen kulturellen Techniken beruht. Diese zweite Art der Evolution beruht auf der Fähigkeit, Informationen und Fertigkeiten von einer Generation an die nächste weiterzugeben, ohne dass dafür Genmutationen notwendig sind. Diese Weitergabe verändert nichts oder so gut wie nichts an der biologi-

schen Verfassung der Menschen, ermöglicht es ihnen aber, Wissen anzuhäufen, es zu bewahren und mit anderen zu teilen. Weil dieser zweite Prozess unendlich schneller als der biologische abläuft, schuf er die Voraussetzungen dafür, dass der Homo sapiens zu einer der am weitesten verbreiteten Spezies aufstieg (neben den Mikroben und Regenwürmern, die mehr Biomasse auf die Waage bringen.)

Kultur zu speichern und weiterzugeben, stellt die Menschen vor die Aufgabe, Wissen festzuhalten und Methoden zu entdecken, um es den Nachgeborenen zu übermitteln, ohne eine DNA als Medium. Dazu entwickelten sie Techniken zur Aufzeichnung und zur Weitergabe über Schulung und mithilfe externer Medien. Als ein solcher Wissensspeicher fungierte gewissermaßen die Chauvet-Höhle, als ein Ort, an den Generation um Generation immer wieder Menschen zurückkehrten, um ein Gemeinschaftsprojekt weiterzuführen, das keiner alleine hätte bewerkstelligen können. Jede Generation von Künstlern erlernte die Techniken, um die Arbeit der vorangegangenen fortzuführen, und bewahrte und verbesserte dabei das von den Vorgängern Erschaffene. Für uns ist der Gedanke, dass Menschen in einem Höhlensystem über Jahrtausende ein Werk in einem einheitlichen Stil erschufen, schier unvorstellbar. Dennoch waren sich diese frühen Menschen der Bedeutung des Speicherns und Bewahrens von Wissen und der Weitergabe von Ideen in hohem Maße bewusst.

Was wurde durch eine generationsübergreifende Zusammenarbeit an Orten wie der Chauvet-Höhle übermittelt? Zunächst einmal gaben Menschen Know-how, eine Kenntnis der natürlichen Welt und ein Wissen weiter, wie sich diese beeinflussen ließ, einschließlich der Kunst, Werkzeuge herzustellen und Feuer zu entzünden. Im Verlauf der Zeit kamen auch der Anbau von Nahrungspflanzen und am Ende schließlich eine auf Wissenschaft beruhende Technik hinzu. Damit dieses Wissen weiterwachsen konnte, brauchte es komplexer organisierte Einrichtungen wie

Tempel, Bibliotheken, Klöster und Universitäten mit der Aufgabe, es zu bewahren und es anderen beizubringen.

Aber die Darstellungen an den Wänden der Chauvet-Höhle dienten nicht der Vermittlung von Know-how: Sie ähneln eher dem, was wir heute als eine Verquickung von Kunst und Religion beschreiben würden. In einer der Kammern platzierten die Höhlenkünstler einen Bärenschädel auf einem herabgefallenen Steinblock wie auf einen Altar, ein Hinweis darauf, dass hier ein Ritual vollzogen worden sein könnte. Eine Malerei stellt den Unterleib einer Frau dar, umschlungen von einer menschenähnlichen Gestalt mit Stierkopf. Klar mit dem Motiv der Fruchtbarkeit verbunden, gibt dieses Paar nicht die reale Erfahrungswelt seiner Schöpfer wieder wie andere Höhlenmalereien mit ihren vor Raubtieren fliehenden Herden. Es steht für einen Mythos, verweist auf eine Erzählung mit spezieller Bedeutung. Und eine andere Gruppe von Zeichen besteht aus abstrakten Symbolen. Vielleicht bezogen auch sie ihren Sinn aus einem Ritual oder aus Geschichten, über die sie in eine symbolische Ordnung einbezogen waren, die sich stark von der Alltagsrealität außerhalb der Höhle unterschied.

Der Schädel, die mythische Gestalt und die abstrakten Symbole deuten allesamt darauf hin, dass diese Höhle eine besondere Erfahrung vermittelte, die rituelle Handlungen, Lichteffekte, Erzählungen und Musik einschloss.⁸ In prähistorischen Höhlen tauchten die Reste von Flöten und Schlaginstrumenten auf, während bestimmte Zeichen an den Wänden Stellen mit besonderer akustischer Wirkung markiert haben könnten, als Anweisung an Sänger und Musiker, wo sie sich zu positionieren hatten.⁹

Die Menschen suchten Orte wie die Chauvet-Höhle auf, um sich eine eigene Version der Realität zu erschaffen und sich einen Reim auf das Leben in der Außenwelt zu machen, mit seinem ständigen Kampf gegen die Raubtiere, die auch an den Wänden abgebildet waren. Was die Menschen in diese Höhlen zog, war nicht die Hoff-

nung, hier ihr Wissen zu erweitern. Es waren mögliche Antworten auf die Grundfragen des Seins: Warum lebten sie auf dieser Erde? Welche Beziehung verband sie mit den anderen Geschöpfen? Fragen um Geburt und Tod, um Anfang und Ende. Und warum sie die Fähigkeit und das Bedürfnis hatten, ihre Beziehung zum Kosmos zu verstehen. Die Höhle war für die Menschen ein Ort der Sinnfindung. Sie suchten nicht nach einem Know-how, sondern nach einem Know-why, wie man es bezeichnen könnte: nach einem Wissen von den Urgründen.

Im Verlauf der Zeit entwickelte sich das, was in Höhlen mit Zeichnungen, Symbolen und Ritualen begonnen hatte, zu anderen Praktiken weiter. Die Mehrung des Know-how versetzte die Menschen in die Lage, sich ein künstliches Obdach zu schaffen, Behausungen und Bauten, von denen einige der Unterkunft dienten, während andere nur zu besonderen Anlässen aufgesucht wurden: für Rituale (Tempel und Kirchen), Aufführungen (Theater und Konzertsäle) oder zum Erzählen von Geschichten. Bei der Erweiterung unserer Fertigkeiten entwickelten wir Menschen auch neue Wege, um unseren Platz im Universum zu verstehen, um unserer Existenz einen Sinn abzugewinnen.

Aus heutiger Perspektive dreht sich das Know-how um Werkzeuge, Wissenschaft und Technik, um die Fähigkeit, die natürliche Welt zu verstehen und in ihre Abläufe einzugreifen. Dagegen betrifft das Know-why die Geschichte von Kultur als einer sinnstiftenden Aktivität. Es ist das Hoheitsgebiet der Geisteswissenschaften.

Vielleicht war es einem erneuten Bergrutsch zu verdanken, dass Jahrtausende nach der Versiegelung Menschen erneut Zugang zur Chauvet-Höhle erhielten. Nach der langen Zeit, die seit den Besuchen der ursprünglichen Höhlenkünstler vergangen war, entstammten sie einer anderen Kultur mit völlig anderen Mythen, Erzählungen, Ritualen, Symbolen und einem völlig verschiedenen Weltverständnis. Als Spätgeborene reagierten sie auf die erlesenen

Malereien ihrer fernen Vorgänger wahrscheinlich ebenso verblüfft wie wir heute. Aber die Höhle zog sie an. Sicher haben sie sich auf diese unverständlichen Überbleibsel aus der fernen Vergangenheit einen Reim zu machen versucht und dabei ihr eigenes kulturelles Verständnis mit eingebracht. Wahrscheinlich setzten sie das Werk in der Höhle sogar fort und fügten eigene Ausschmückungen hinzu.

Dann verschloss ein erneuter Erdrutsch die Höhle für die nächsten 28 000 Jahre. Ihre Schätze gerieten in Vergessenheit, wurden aber auch vor der Zerstörung bewahrt – bis zu ihrer Wiederentdeckung 1994 durch ein Team von Amateurforschern unter der Leitung ihres Namensgebers Jean-Marie Chauvet.

Der Erdrutsch erinnert an die Zerbrechlichkeit der Weitergabe von Kultur, die in der Regel von einer kontinuierlichen Kommunikationslinie abhängt, die jede Generation mit der nächsten verbindet. Im Gegensatz zur biologischen Evolution, die sich langsam vollzieht und anpassungsbedingte Veränderungen dauerhafter in der DNA abspeichert, hängt die kulturelle Weitergabe von menschengemachten Speichertechniken und Lehrmethoden ab. Sie und die Institutionen, innerhalb derer sie praktiziert werden, verfallen nur allzu rasch, wenn das Interesse der Menschen an ihnen schwindet. Oder sie werden sogar durch äußere Gewalt vernichtet. Wenn die übermittelnde Verbindungslinie abreißt, ob durch einen Erdrutsch, durch Klimawandel oder Krieg, geht Wissen verloren. Es verschwindet für immer, wenn nicht von ihm, wie im Fall der Höhlenmalereien, eine Spur *erhalten bleibt*, ein materieller Überrest, der der Nachwelt eine Ahnung davon vermittelt, was einstmals an spätere Generationen hätte weitergegeben werden sollen. Die Ausschmückungen in der Höhle sind nur Fragmente einer umfassenderen Kultur, Bruchstücke ohne Erklärung. Was ihnen fehlt, ist die von Person zu Person laufende Überlieferung von Erzählungen, von Aufführungen, Ritualen und Mythen, die ihnen ihre volle Bedeutung gibt. Aber Relikte sind besser als nichts. Sie



*Ein in Sprühtechnik ausgeführtes Handnegativ in der Chauvet-Höhle.
Es ist die Signatur eines Individuums. (Foto: Claude Valette)*

ermöglichten dieser zweiten Gruppe von Menschen – und gewähren uns Heutigen als einer dritten – kleine Einblicke in eine frühere Zeit.

In einigen Fällen hinterließen die Höhlenkünstler an den Wänden mit Lehm oder Pigmenten Abdrücke ihrer Hände – vielleicht angeregt durch die vorgefundenen Kratzspuren der Bären. In anderen »übersprühten« sie eine an die Felswand angelegte Hand mit Farbe und ließen ihren Umriss zurück, der sich klar vom Untergrund abhob. Einige dieser Handnegative sind so deutlich zu erkennen, dass sie sich einer einzelnen Person zuordnen lassen. Sie drücken etwas Individuelles aus: *Ich war hier. Ich habe zur Schöpfung dieser symbolischen Welt beigetragen. Ich hinterlasse dieses Zeichen der Nachwelt.*

Die Erfahrung, mit der die Menschen dieser zweiten Gruppe konfrontiert wurden, als sie Zugang zur Chauvet-Höhle erhielten, ist beispielhaft für einen weiteren Aspekt der kulturellen Übermittlung: die Wiederentdeckung: Seit der damaligen Zeit wurden

zahllose Höhlen, Tempel und Bibliotheken zerstört, ob durch Naturkatastrophen oder durch Menschenhand. Durch jedes dieser Ereignisse riss eine Linie der kulturellen Weitergabe ab, die häufig – wenn überhaupt – erst nach langer Unterbrechung wieder aufgenommen wurde. Ähnlich wie die zweite Gruppe der Besucher in der Chauvet-Höhle wurden Menschen immer wieder mit den Überbleibseln einer verschollenen Kultur konfrontiert. In der Kulturgeschichte erwies sich dies als ein weit verbreitetes Phänomen, mit dem überraschend kreativ umgegangen wurde: Ein Großteil der Kultur Altägyptens stand im Schatten der großen Pyramiden, die in ferner Vergangenheit errichtet worden waren. Die chinesischen Literati feierten die Zhou-Dynastie als ein zurückliegendes goldenes Zeitalter. Die Azteken verehrten die Ruinen von Tempeln, die sie im Tal von Mexiko entdeckt hatten. Die Italiener der Neuzeit begeisterten sich für die Stadt Pompeji, die der Vesuv zerstört, aber auch unter seinen Ascheschichten konserviert hatte. Der Blick in die Vergangenheit und der Versuch, sie zu enträtseln und sogar zu neuem Leben zu erwecken, führten häufig zu erstaunlichen Innovationen und Revolutionen. Der letztgenannte Begriff bedeutete ursprünglich sogar »Rückkehr«.

Und so gingen die Human- und Geisteswissenschaften im modernen Verständnis denn auch aus einem Bedürfnis hervor, einer – mehr als einmal – wiederentdeckten Vergangenheit zu neuem Leben zu verhelfen. In China wandte sich der Dichter und Gelehrte Han Yu (768–824) gegen den Buddhismus und verfocht stattdessen die Rückbesinnung auf die konfuzianischen Klassiker, deren erlesenes Beispiel aufgegeben worden sei.¹⁰ Diese alten Schriften wiederzuerwecken, war für ihn und andere mit der Gründung einer umfassenden neuen Disziplin des Kommentierens, Interpretierens und Lehrens verbunden. In Zentral- und Vorderasien wirkte der Philosoph Ibn Sina (980–1037) alias Avicenna als Teil einer Bewegung, die sich der Übersetzung und Auslegung vorislamischer Schriften, auch von griechischen Philosophen, verschrieb

und so eine neuartige Synthese aus verschiedenen Formen des Wissens im Umfeld des Islam hervorbrachte.¹¹

Ähnliches geschah in Europa, als ein kleiner Kreis von italienischen Dichtern und Gelehrten dazu überging, nach antiken Schriften zu fahnden, von denen einige über arabische Kommentatoren den Weg nach Italien gefunden hatten. Auf dieser Suche und bei der Herausgabe alter Manuskripte kamen diese Neugierigen nach und nach einer (wohlgemerkt für sie) verschollenen Welt auf die Spur und erwarben sich Kenntnisse, die sie zur Weiterentwicklung der eigenen Kultur nutzten. Und diese Zwischenzeit, in der die Antike mit ihrem Wissen aus dem kollektiven Gedächtnis verschwunden war, charakterisierten spätere Gelehrte als das »Mittelalter«, auf das die Wiedergeburt des Altertums, die sogenannte Renaissance, gefolgt sei. Allerdings verschleiern diese Begriffe, dass die italienische Renaissance keine außergewöhnliche Zeit der Wiedergeburt, sondern nur eine Wiederbegegnung mit dürftig verstandenen Bruchstücken aus der Vergangenheit war. Tatsächlich hatten derlei Rückbesinnungen sogar während des sogenannten »finsternen Mittelalters« stattgefunden. Der Wechsel von Untergang und Wiederentdeckung zieht sich wie ein roter Faden durch die Kulturgeschichte.



Dieses Buch erzählt die Geschichte der Kultur vornehmlich als ein Wechselspiel aus Bewahrung, Verlust und Rückgewinnung, weshalb sein Fokus zwangsläufig auf den besonderen Orten und Einrichtungen der Sinnfindung liegt: von den frühesten menschlichen Spuren an Orten wie der Chauvet-Höhle über Kult- und Kulturstätten wie die ägyptischen Pyramiden und griechischen Theater, die buddhistischen und christlichen Klöster, die Inselstadt Tenochtitlán (Mexiko), die italienischen *studioli* und die Pariser Salons bis zu den Sammlungen, Kuriositätskabinetten und Museen,

die wir heute besuchen können, wenn uns nach Vergangenheit zumute ist. Alle dienten als Institutionen, in denen Kunst und humanistisches Wissen gewonnen, bewahrt, verändert und an die nächste Generation weitergereicht wurden.

Sie wurden auf verschiedenartigen Speichertechniken begründet, von der Bildhauerei und Malerei über das Geschichtenerzählen, die Musik und das Ritual bis zu der wohl mächtigsten von allen: dem Schrifttum. Durch die Entwicklung verschiedener Schreibtechniken entstanden die mesopotamischen und altägyptischen Schreibschulen, die arabischen Bibliotheken, die mittelalterlichen Skriptorien (»Schreibstätten«), die Renaissance-Sammlungen, die Enzyklopädien der Aufklärung und das Internet. Der Buchdruck, erstmals entwickelt in China und neu erfunden in Mitteleuropa, wurde zu einem herausragenden Vehikel, um schriftlich niedergelegte Erzählungen wie auch Bilder breiter verfügbar zu machen. Aber neben dem Schrifttum und dem Buchdruck wurden mündliche Überlieferungen und Netzwerke informellen Wissens bis in unsere Zeit weiterhin gepflegt und stellten eine zweite bedeutende Methode dar, um der nächsten Generation Wissen zu übermitteln.

Aber so gut diese Techniken des Bewahrens und Speicherns auch sein mochten, Kulturgüter und kulturelle Praktiken gingen weiterhin unter, wurden zerstört oder aufgegeben und stellten die Nachwelt vor die Aufgabe, Formen des kulturellen Ausdrucks zu enträtseln, die nicht mehr verstanden wurden, weil sie nur teilweise oder unzulänglich gepflegt worden waren. Das unvermeidliche Ergebnis solcher Art von Vernachlässigung und Verlust waren unter jeder neuen Generation weitverbreitete Missverständnisse und irrige Anschauungen über die Vergangenheit.

Unterbrechungen und Fehler in der Überlieferungskette, so beklagenswert sie sein mochten, konnten die Kultur allerdings nicht an ihrer Weiterentwicklung hindern. Vielmehr erwiesen sie sich mitunter sogar als ziemlich produktiv und brachten neue und ori-

ginelle Schöpfungen hervor. So wie die biologische Anpassung durch (zufällige) Abweichungen in den Gen-Sequenzen voranschreitet, so kommt auch die kulturelle Anpassung durch Fehler in der Überlieferung voran. Sie ermöglichen der Kultur zu experimentieren, wenn neue Generationen in die Vergangenheit eigene Anliegen hineinprojizieren und so eine Dringlichkeit sehen, diese weiter fortzuführen.

Während sich ein Drama der kulturellen Übermittlung um Bewahrung, Verlust und (fehleranfällige) Rückgewinnung drehte, handelte ein anderes vom wechselseitigen Austausch zwischen den Kulturen. Solche Zusammenspiele wurden durch Krieg und Invasion, aber auch durch Handel und Reisen angestoßen und brachten neue kulturelle Ausdrucksformen hervor. Einige der bedeutendsten Zivilisationen erlebten dadurch eine Entwicklung, dass sie sich am Kulturgut anderer bedienten: Ein König in Indien importierte aus Persien die Kunst, Pfeiler zu errichten, die Römer führten Literatur, Theater und Götter aus Griechenland bei sich ein, und die Chinesen suchten in Indien nach buddhistischen Schriften, während sich japanische Gesandte nach China aufmachten, um das dortige Schrifttum, Baustile und neue Formen des religiösen Kults zu erkunden. Derweil ersannen die Äthiopier einen Gründungsmythos, der sie mit der hebräischen und christlichen Bibel verband, und die Azteken übernahmen Elemente aus früheren Kulturen, auf deren Reste sie im Tal von Mexiko stießen.

Als sich die Vorteile kulturübergreifender Interaktion zeigten, wurde sie von vorausschauenden Herrschern aktiv gefördert, unter anderem von japanischen Kaisern, die diplomatische Missionen nach China entsandten, oder vom Kalifen Harun ar-Raschid in Bagdad, dessen Sohn al-Ma'mun das Wissen aus dem gesamten Mittelmeerraum und dem Nahen und Mittleren Osten zusammentragen und zu dem vereinen ließ, was er das Haus der Weisheit nannte. Begleitet wurden alle diese Beispiele für kulturelle Anleihen von Missverständnissen und Irrtümern, aber sie wirkten oft-

mals produktiv und brachten neue Formen der Erkenntnisse und der Sinnfindung hervor.

Eher beunruhigend ist, dass kulturelle Begegnungen auch zu Zerstörung, Diebstahl und Gewalt führten, so insbesondere während des Aufstiegs der europäischen Kolonialreiche, bei dem verschiedene Teile der Welt in einen Kontakt zu Fremden gezwungen wurden, die es darauf abgesehen hatten, Arbeitskräfte und Ressourcen, auch die kulturellen, auszubeuten. Aber trotz der weitverbreiteten Gewalt, die mit diesem Aufeinandertreffen in der Regel einherging, entwickelten die angegriffenen Kulturen erstaunliche Strategien, um Widerstand zu leisten, und zeigten mit ihrer Resilienz, dass kulturelle Anpassung, anders als die zäh verlaufende biologische Evolution, in rasantem Tempo voranschreitet.

Die in diesem Buch umrissene Kulturgeschichte hält für uns Heutige eine Fülle von Lehren bereit. In gewisser Hinsicht sind wir begieriger denn je darauf, Wissen aus der fernen Vergangenheit aufzuspüren und zurückzugewinnen, während andererseits bedeutende Denkmäler immer häufiger durch Umweltschäden, durch Vernachlässigung und vorsätzliche Zerstörung verloren gehen. Neue Speichertechniken ermöglichen es, mit geringsten Kosten Texte, Bilder und Musik für die Nachwelt zu konservieren, während ihnen soziale Medien wie Facebook, X und YouTube größere Reichweite denn je bescheren. Noch nie waren vormals geschaffene Kulturgüter und -praktiken für so viele Menschen so frei verfügbar wie heute.

Aber inmitten dieser Fülle an digitalisierten kulturellen Inhalten werden ältere Dateiformate, Websites und ganze Datenbanken in erschreckendem Tempo unlesbar, womit sich die Frage stellt, ob wir beim Bewahren der Vergangenheit wirklich so viel besser als unsere Vorfahren sind. Und während sich die Techniken der kulturellen Speicherung und Verbreitung verändert haben, sind die Gesetze, die das Funktionieren der Kultur bestimmen, nach wie vor dieselben: wie sie bewahrt, übermittelt, wechselseitig verbreitet

und zurückgewonnen wird. Das Zusammenspiel zwischen Erhalt und Zerstörung, zwischen Irrtum und Anpassung setzt sich in einer Welt, in der inzwischen fast alle Kulturen fast ständig in Kontakt zueinander stehen, ungebrochen fort. Mehr denn je ringen wir um die Vergangenheit, ihre Deutung und auch darum, wem die Kultur gehört und wer zu ihr Zugang hat.

In unseren Debatten über Originalität und Integrität, über Aneignung und Vermischung vergessen wir zuweilen, dass Kultur kein Besitz, sondern als Gemeingut dazu bestimmt ist, weitergegeben zu werden, damit es andere auf ihre Weise verwenden können. Kultur ist ein gewaltiges Recycling-Projekt, das Fragmente aus der Vergangenheit aufammelt, um neue und überraschende Mittel der Sinnfindung zu erschaffen. Dieses Buch erzählt von einem Sultan, der sich einen antiken Pfeiler aneignete, der für die Nachwelt errichtet worden war; von einem arabischen Archäologen, der die Büste einer ägyptischen Königin ausgrub, deren Andenken aus der Geschichte getilgt werden sollte; von einem Kalifen, der Wissen zusammentrug, egal von wem es stammte; von einem Griechen, der Griechenland mit einem falschen Gründungsmythos ausstattete, von einem Römer, der eine erfundene Geschichte um den Ursprung Roms in die Welt setzte; und ebenso von einer äthiopischen Königin, die mit den Zehn Geboten in Verbindung gebracht wurde, um ihrem Reich so eine neue Abstammung anzudichten. In all diesen exemplarischen Episoden aus der Kulturgeschichte tauchen Menschen auf, die sich bei der schwierigen Arbeit der Sinnfindung an der Kultur die Hände schmutzig machten. Wie sollen wir sie in Erinnerung behalten und beurteilen?

Vor allem mit Demut. Seit der Chauvet-Höhle wurde so vieles erschaffen und blieb so wenig erhalten, oftmals wegen der Arroganz späterer Generationen, die Kulturschätze und kulturelle Praktiken vernachlässigten, weil sie mit ihren gegenwärtigen religiösen, gesellschaftlichen, politischen oder ethischen Idealen nicht im Einklang standen. Werden wir es besser machen? Werden wir einem

breiteren Spektrum an kulturellen Ausdrucksformen Raum zum Gedeihen geben?

Die wichtigste Lektion aus der Kulturgeschichte lautet, dass wir uns engagiert auf die Vergangenheit und auf uns untereinander einlassen müssen, damit Kulturen ihr volles Potenzial ausschöpfen können, trotz der Fehler, des Unverständnisses und der Zerstörung, die mit einem solchen Engagement häufig einhergehen. Wenn wir die Kulturen von der Vergangenheit abschneiden oder sie gegeneinander abschotten würden, nähmen wir ihnen den Sauerstoff, der sie am Leben hält.

Alle Schöpfer setzen auf die Zukunft im Vertrauen darauf, dass ihre Werke erhalten bleiben, wohl wissend, dass sie sich damit dem Urteil einer anders denkenden Nachwelt aussetzen. *Kultur. Eine neue Geschichte der Welt von Höhlenmalerei bis Hollywood* möchte den Lesern und Leserinnen die atemberaubende Vielfalt kulturellen Schaffens nahebringen, die wir als Spezies hervorgebracht haben, in der Hoffnung, dass wir unser gemeinsames Erbe als Menschheit bis in die nächste Generation und darüber hinaus weitertragen können.

KAPITEL 1

KÖNIGIN NOFRETETE UND IHR GESICHTSLOSER GOTT

Mohammed es-Senussi nahm sie als Erster in Augenschein. Gleich nach der Mittagspause hatten er und seine Arbeiter die schwer angeschlagene Büste eines Königs freigelegt und Hinweise entdeckt, dass in der Nähe weitere zerbrechliche Stücke verschüttet lagen. Alles deutete darauf hin, dass sie es hier mit etwas Außergewöhnlichem zu tun hatten. Als der sorgfältigste und kundigste Ausgräber schickte es-Senussi alle anderen Arbeiter weg aus Sorge, sie könnten die empfindlichen Skulpturen in dem ein Meter hohen Schutt im Raum beschädigen. Wie schon so oft, räumte er die Brocken vorsichtig mit einer Hacke beiseite. In seinem weiten, einstmals weißen und jetzt ziemlich zerschlissenen Gewand und mit der Mütze auf dem großen Kopf mit dem kurzgeschorenen schwarzen Haar arbeitete er sich mühselig weiter zur Ostwand vor. Und dabei stieß er immer wieder auf Bruchstücke einer Skulptur.¹

Nach über einem Jahr der Grabungen in diesem Areal hatte er mit seinen Arbeitern Reste eines großen Gebäudekomplexes gefunden, der sich als eine Schatzkammer mit Skulpturen, Figurinen und Reliefs erwies. Der kleine Raum, in dem er nun zu Werke ging, barg offenbar ungewöhnlich viele solcher dicht beieinander liegenden Stücke. Nachdem er im getrockneten Lehm und Sand kleinere Fragmente entdeckt hatte, blickte er auf den Hals einer lebensgroßen Büste mit erstaunlich leuchtenden Farben.

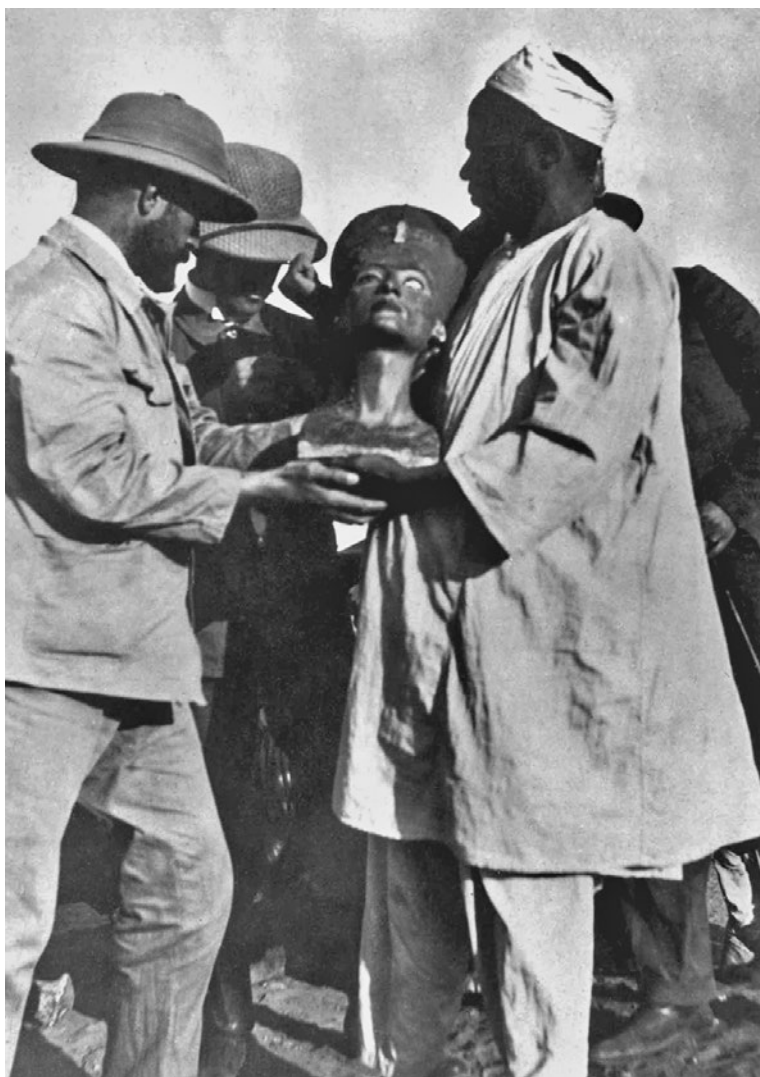
Senussi legte die Hacke beiseite und grub mit bloßen Händen

weiter. Obwohl sie nicht eben zart, sondern die eines imposanten und korpulenten Mannes waren, zeigte Senussi sich vollendet behutsam, wenn es um zerbrechliche Funde ging. Im Staub knieend, tastete er sich mit den Fingern zum oberen Teil der Skulptur vor. Langsam kam eine Krone in Form eines Kegelstumpfs zum Vorschein.

Die Freilegung erwies sich als schwierig. Dicht bei ihr im Schutt lagen weitere Stücke, die zunächst entfernt werden mussten, aber am Ende blickte Senussi auf die Büste einer Frau herab, die mit dem Gesicht nach unten vor ihm lag. Als er sie heraushob und umdrehte, sah er ihr Antlitz – als der erste Mensch nach 3244 Jahren. Ein Tagebucheintrag vom 6. Dezember 1912 vermerkt: »Farben wie eben aufgelegt. Arbeit ganz hervorragend. Beschreiben nützt nichts, ansehen.«²

Was Senussi sah, war ein erstaunlich symmetrisches Antlitz mit einem aufgemalten bronzefarbenen Teint, vorspringenden Wangenknochen, ovalen Augen und vollen, aber scharf gezogenen Lippen. Zarte Fältchen an den Mundwinkeln schienen ein Lächeln anzudeuten. Die Büste war wunderbar erhalten, mit einem kleinen Schaden an den Ohren, und ein Auge fehlte. Ein Name stand nicht auf ihr, aber der Krone nach zu urteilen, hielt Senussi eindeutig eine Königin in den Armen. Ein Foto mit den anderen Ausgräbern, die er herbeigerufen hatte, um seinen Fund zu inspizieren, zeigt ihn, wie er die Königin mit der einen Hand hält, während er mit der anderen vorsichtig ihren großen Kopf abstützt und höchst stolz und fürsorglich auf sie herabsieht. Anstatt seinen Blick zu erwidern, schaut die Königin gelassen in die Ferne, scheinbar unbeeindruckt von der Aufregung um sie herum und ohne zu ahnen, dass ihr Gesicht bald zum berühmtesten des Altertums werden sollte.

Die Skulptur war Teil einer laufenden Puzzlearbeit. Tell el-Amarna, wo sie aufgetaucht war, lag ungefähr auf halber Strecke zwischen den beiden großen altägyptischen Städten Memphis im



*Senussi mit der Büste Nofretetes, die er soeben auf dem Anwesen des Bildhauers
Thutmosis geborgen hat. (Universitätsarchiv, Universität Freiburg)*

Norden und Theben im Süden. Und diese Ruinenstätte war lange Zeit vernachlässigt worden, weil sie verglichen mit den großen Pyramiden von Gizeh bei Memphis oder den Palästen und Tempeln von Theben bedeutungslos erschien. Aber im Verlauf des vorherigen Jahrhunderts waren schrittweise Fundamente von Bauten sowie Gräber entdeckt worden, in denen Archäologen die Überreste einer einst großen Stadt vermuteten, auch wenn niemand wusste, wie sie geheißen hatte.³ Grabstätten und Skulpturen wie die von Senussi ausgegrabene deuteten darauf hin, dass in der Stadt ein König und eine Königin residiert hatten. Nach Jahren der Suche tauchten schließlich Inschriften mit einem Namen auf. Die Büste stellte Königin Nofretete dar: »Die Schöne ist gekommen«, »Groß an Gunst«, »Herrin von Ober- und Unterägypten«, die Gemahlin von König Amenophis IV. Wer war diese geheimnisvolle Frau?

Die Ägypter hatten zu ihren Königen und Königinnen Verzeichnisse geführt, aber weder Nofretete noch Amenophis IV. konnten in ihnen klar identifiziert werden. Während die Grabungen fortliefen, tauchten weitere Rätsel auf. Die Stadt war ganz offenbar rasch aus Lehmziegeln errichtet worden. Deshalb war von ihr so wenig erhalten. Und ihre Erbauer hatten sie anscheinend wieder verlassen. Ebenso mysteriös war, dass ihre Bildhauerwerke wie die Büste der Nofretete einen Stil aufwiesen, wie er aus Altägypten nirgendwo sonst zum Vorschein gekommen war. Und warum fehlte diesem sonst so vollkommenen Gesicht ein Auge? Auf seinen Fund wurde eine Belohnung ausgesetzt, aber weder Senussi noch sonst jemand spürte es jemals auf.

Eines wurde ziemlich schnell klar: Senussi war beim Graben auf den Lagerraum eines Bildhauers gestoßen. In Altägypten signierten diese Künstler ihre Werke nicht, aber der Name auf einer elfenbeinernen Scheuklappe, die in dieser Werkstatt gefunden wurde, wies deren Inhaber als einen Thutmosis aus, der so zu einem der seltenen namentlich bekannten Künstler aus dem Altertum wurde. Nach der Größe seines Anwesens zu urteilen, war er gut im Ge-

schäft gewesen. Vollständig von einer Umfriedungsmauer umschlossen, war es durch ein einziges Tor erreichbar, an dem wahrscheinlich Wachen gestanden hatten. Der Komplex umfasste mehrere Gebäude, die von einem weiträumigen Hof aus zugänglich gewesen waren, darunter Werkstätten und enge Unterkünfte, vermutlich für Lehrlinge. Am eindrucksvollsten waren die Gemächer von Thutmosis und seiner Familie, die auf einen Garten mit einem großen Brunnen hinausgingen, wichtig in dieser dünnen Einöde. In einem Kornspeicher direkt neben dem Atelier kamen vier Behälter für Gerste und Weizen zum Vorschein. Dieses Getreide hatte nicht nur den Jahresbedarf der Familienmitglieder und der Werkstatt gedeckt, sondern in der geldlosen Wirtschaft wie Gold auch als ein Zahlungsmittel gedient, das sich gegen so gut wie alles eintauschen ließ.⁴

Als ein weiteres Zeichen für Thutmosis' herausragende Stellung lag sein Anwesen weit vom Nilufer entfernt, an dessen geschäftigen Kais sich Lagerhallen für herangeschifft Güter wie Weizen, Gerste, Bier und Vieh anschlossen. Dahinter erstreckte sich ein Viertel vorwiegend mit Werkstätten. Thutmosis' Anwesen war dagegen im ruhigeren Wohnbereich weiter abseits, fast am Rand der Stadt, angesiedelt. Jenseits seiner Werkstatt in einiger Entfernung lagen die Dörfer der Arbeiter, an den Steinbrüchen, in denen die Schwerstarbeit verrichtet wurde. Dass in Thutmosis' Atelier weitere Skulpturen Nofretetes auftauchten, deutete darauf hin, dass er bei der Königin in besonderer Gunst gestanden hatte. Die geduldige Arbeit von Ausgräbern wie Senussi brachte eine der ungewöhnlichsten Epochen in der altägyptischen Geschichte ans Licht.

Nofretete und Amenophis waren im über dreihundert Kilometer weiter südlich gelegenen Theben (heute Luxor) aufgewachsen, mit rund 80000 Einwohnern damals eine der größten Städte der Welt. Theben markierte das südliche Zentrum des ägyptischen Kernlands, das sich von der Nilmündung im Norden über mehr als 1200 Kilometer flussaufwärts bis hierher erstreckte. Vormal

eine Handelsniederlassung für Geschäfte mit dem heutigen Sudan, war es schon mehrere Generationen vor Nofretete zur Hauptstadt des Reichs aufgestiegen und trumpfte mit riesigen Tempeln samt gewaltigen Pfeilern und einer von Sphingen gesäumten Prozessionsstraße auf. Auf der anderen Nilseite lag das Tal der Könige, in dem seit Jahrhunderten die Pharaonen und Adligen bestattet wurden. Nofretete und Amenophis wuchsen inmitten uralter Monumente und somit als Spätgeborene im Schatten der Geschichte auf.

Diese Allgegenwart der fernen Vergangenheit in Theben war allerdings nichts im Vergleich zu Gizeh im äußersten Norden des Landes. Hier hatten die Könige des Alten Reichs schon tausend Jahre zuvor drei gigantische Pyramiden errichten lassen, von denen eine von einer riesigen Sphinx bewacht wurde. Tatsächlich war in Ägypten fast alles dazu angetan, die Menschen die ganze Last der Vergangenheit spüren zu lassen. Mehr als jede andere Kultur hatte Altägypten gigantische Ressourcen darin investiert, der Vergänglichkeit zu trotzen. Nicht nur Pharaonen, sondern auch Adlige und wirklich alle, die es sich leisten konnten, richteten ihren Blick auf die Ewigkeit. (Über die Sehnsüchte der einfachen Arbeiter, die die Tempel und Begräbnisstätten bauten, ist wenig bekannt.) Die tief im Inneren der Pyramiden verborgenen Grabkammern und die in den Felsen gehauenen Gräfte wurden mit allem ausgestattet, was in der jenseitigen Zukunft dienen konnte, von Speisen bis zu nackten Gespielinnen.⁵ Tote zu bestatten und ihrer zu gedenken, ist natürlich in allen Kulturen verbreitet, aber die Ägypter konservierten ihre Leichname überdies für die Ewigkeit.

Amenophis' Vater Amenophis III. war ein typischer Vertreter dieses Vergangenheitskults. Er hatte das geeinte Ägypten mit zahlreichen Vasallenstaaten geerbt, die sich bis nach Mesopotamien erstreckten. Mit gewaltigen Mitteln hatte er ehrgeizige Bauprojekte in Angriff genommen, die um den großen alten Tempelkomplex von Karnak herum realisiert wurden.⁶ Anstatt sich damit zu

begnügen, Teile dieser Bauwerke einfach instand zu setzen – die Notwendigkeit von Restaurierungen war die Erblast der Vergangenheit in der Gegenwart –, baute Amenophis III. auch weitere Tempel wieder auf, darunter den alten Luxor-Tempel mit seiner gewaltigen Kolonnade, und in deutlich grandioserem Stil.

Nach dem Tod Amenophis' III. 1351 v.Chr. musste sein Sohn, der künftige Amenophis IV., vor der Thronbesteigung den Ritualen der Mumifizierung und Bestattung seines Vaters vorstehen. Anschließend heiratete er Nofretete und designierte sie zu seiner Hauptgemahlin. Da Pharaonen nach politischen Gesichtspunkten heirateten, hatten zahlreiche Vorgänger Schwestern oder Verwandte zu ihrer »Großen Königsgemahlin« erkoren und ausländische Prinzessinnen als Nebenfrauen geheiratet, um vorteilhafte Bündnisse zu schließen. Dagegen stammte Nofretete nicht aus der königlichen Verwandtschaft, war aber wohl als Pflgetochter oder sogar als Tochter des einflussreichen Schreibers und Beamten Eje aufgewachsen.⁷ Am Königshof war man starke Frauen gewohnt: Amenophis' Mutter hatte mitregiert und übte auch nach dem Tod ihres Gatten immer noch Einfluss aus. Mit der Thronbesteigung Amenophis' IV. und seiner Heirat mit Nofretete war der Fortbestand der Dynastie gesichert.

Aber Nofretete und Amenophis hatten kein Interesse an Kontinuität. Vielmehr strebten sie einen Bruch mit der Tradition an, zumindest was die Bauten und Institutionen anging. Zunächst vernachlässigten sie aus strategischen Gründen eines der sichtbarsten Monumente: den restaurierten Tempelkomplex von Karnak, der dem Hauptgott Amun geweiht war.⁸ Die mit der Instandhaltung befassten Priester waren der Bedeutung des Gottes entsprechend einflussreich. Dessen Residenz keine Beachtung zu schenken, bedeutete einen Angriff auf ein Machtzentrum. Als einen weiteren Affront erkoren Nofretete und Amenophis IV. den relativ unbedeutenden Gott Aton zum Hauptgott. Binnen weniger Jahre stellten sie so die alte Ordnung Thebens mit dem Gott Amun und

seinen gigantischen Kultstätten im Zentrum auf den Kopf und stellten die Verehrung des neuen Gottes in den Mittelpunkt.

In der polytheistischen Welt Altägyptens war es nicht ungewöhnlich, dass sich Götter wandelten. (Auch Amun war aus einer Verschmelzung zweier früherer Götter hervorgegangen.) Aber derlei Veränderungen mussten schrittweise und behutsam herbeigeführt werden, nicht auf die brachiale Art, mit der Amun gestürzt und Aton in den höchsten Rang erhoben wurde. Dabei war Nofretete und Amenophis diese abrupte Zeitenwende noch nicht genug. Sie vernachlässigten sämtliche anderen Götter und sahen ihren Aton zunehmend als den einzig bedeutenden an. Nicht überraschend, fühlten sich alle Anhänger der alten Ordnung – neben den zahlreichen Amun-Priestern auch der Großteil der herrschenden Elite – vor den Kopf gestoßen und holten zum Gegenschlag aus.

Inmitten des entstandenen Machtkampfs trafen Nofretete und Amenophis die radikale Entscheidung, alles hinter sich zu lassen: die Tempel, die Grabstätten der Ahnen, die Stadt als Ganzes mit ihren überall verstreuten Baudenkmälern aus der Vergangenheit, von denen viele Amun geweiht waren. Sie verfrachteten den gesamten Hofstaat, auch den Bildhauer Thutmosis, auf Nilbarken und segelten für einen Neuanfang knapp über dreihundert Kilometer weit flussabwärts nach Norden.⁹

Als Nofretete und Amenophis IV. am Ort ihrer Wahl eintrafen, fanden sie dort keine Unterkünfte, sondern nur einen Streifen Wüste vor, der auf der einen Seite vom Nil und auf der anderen von drei imposanten Felsformationen begrenzt wurde.¹⁰ Hier sollte etwas Außergewöhnliches entstehen: eine Stadt, von Grund auf neu geplant und aus dem Boden gestampft.

Die Residenz würde frei sein von den Lasten der Vergangenheit, mit dem Fokus ganz auf dem neuen Gott, nach dem sie benannt wurde: Achet-Aton, »Horizont der Sonne«. (Der heutige Name Amarna geht auf einen sich dort später ansiedelnden Stamm zu-

rück.) Die Stadt entstand um den Großen und den Kleinen Aton-Tempel herum, zwischen denen der Große Palast platziert wurde. An dieser symbolträchtigen Linie richtete sich alles andere aus. Achet-Aton, der Horizont der Sonne, war eine Neuheit, angelegt mit geradlinig verlaufenden geometrischen Achsen, schachbrettartig angeordneten Tempeln und Regierungsgebäuden sowie klar umrissenen geplanten Werkstätten und Arbeiterdörfern. Es war eindeutig: Nofretete und ihr Gemahl hatten zwar die alte Hauptstadt, nicht aber die Begeisterung für gewaltige Bauvorhaben hinter sich gelassen. Ihr Plan, eine ganze Stadt zu errichten, war in jeder Hinsicht ein ebenso gigantisches Unternehmen wie der Bau der großen Pyramiden von Gizeh.

Mit einem bedeutenden Unterschied: Alles musste schnell geschehen und wurde in Eile, billig und zur sofortigen Nutzung erstellt.¹¹ Das Ergebnis waren Bauten aus Lehmziegeln, während Stein nur für Pfeiler und große Tempel zum Einsatz kam. Die Paläste waren deswegen keineswegs unelegant. Die Wände der Residenz wurden kunstvoll ausgeschmückt, auch die des königlichen Schlafgemachs. Nofretete war nicht nur insofern eine besondere Königin, als sie nicht von königlichem Geblüt war, sondern auch, weil sie und ihr Gemahl offenbar im selben Raum nächtigten. Vielleicht war auch dies ein Teil der Revolution, die sie angestoßen hatten und die das Land erschütterte.¹² Ihr Palast stand ganz nahe am Nil, sodass Nofretete und ihr Gatte in den Genuss jedes Lüftchens gekommen sein dürften, die diesen wüstenhaften Landstrich erfrischte. (Wie viele altägyptische Königinnen ließ sich Nofretete den Kopf kahlscheren, weil sie zu verschiedenen Anlässen unterschiedliche Perücken trug und so weniger unter der Hitze litt.)¹³ Um die Revolution zur Vollendung zu führen, legte Amenophis IV. den Namen seiner Vorfahren ab und nannte sich fortan Echnaton. Nofretete behielt ihren Namen, ergänzte ihn jedoch um das Wort für Sonne oder Scheibe (Aton) als Beinamen, Neferneferuaton, »Schön sind die Schönheiten des Aton«.¹⁴ Das Königspaar

gelobte, die neue Stadt mit den neu errichteten Tempeln für ihren Gott, jetzt der alleinige, niemals wieder zu verlassen.

Als Teil ihres Bruchs mit der Vergangenheit forderten Nofretete und Echnaton Bildnisse von sich in einem neuen Stil an und bescherten so Bildhauern wie Thutmosis willkommene Aufträge. Auch wenn visuelle Darstellungen in Altägypten keineswegs unveränderlich gewesen waren, hatten sie über Jahrhunderte eine bemerkenswerte Kontinuität gezeigt. Pyramiden, Sphingen, Obelisken und die schmückende Ausgestaltung von Sarkophagen und Grabkammern waren Teil eines ererbten Repertoires. Pharaonen wurden als dreidimensionale Skulpturen mit einem Ausfallschritt nach vorn oder im zweidimensionalen Relief seitlich in ihrem charakteristischen Profil dargestellt. Bildhauer und Maler wurden nicht zur Innovation ermuntert. Originalität war kein Wert, sondern ein Versagen.

Dies alles änderte sich in der neuen Stadt, wo Thutmosis und seine Kollegen mit der Tradition brachen und neue Wege beschritten, um den Betrachtern zu signalisieren, dass Nofretete und Echnaton eine andere Art Herrscher als ihre Vorgänger waren. Dies musste sich auch in einem neuen Kunststil widerspiegeln. Heutigen Betrachtern fällt er zuweilen als exaltiert und fremdartig auf.

Im Profil wurden beide mit verlängertem Kinn und Mund dargestellt, was ihre Gesichter fast wie Hundeschnauzen wirken ließ. Ihre Köpfe wurden auf unnatürlich langen und nach vorn geneigten Halsen abgebildet. Am merkwürdigsten waren ihre unnatürlich langgezogenen Hinterköpfe. Selbst Thutmosis' bemalte Büste der Nofretete, die Senussi ausgegraben hatte, zeigte Spuren dieser Züge, einschließlich der ausladenden Krone – wer weiß, welche Art Kopf sich darunter verbarg – und des langen, nach vorn abgewinkelten Halses. Eine weitere Neuerung war die androgyne Darstellung Echnatons, der häufig mit Brustansätzen und breiten Hüften abgebildet wurde. Die Archäologen des 19. Jahrhunderts hielten seine Bildnisse zuweilen für die einer Frau.¹⁵